

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 28

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Mehr Weitsicht in der Armee!»

Bilderserie von Jüsp in Nr. 26

Lieber Nebelspalter,
hier gibt es doch nur eine Antwort –
und die heißt «jawoll»!

► Zerle den sturen und böartigen
Militäramtsschimmel aus seiner her-
metisch abgeschlossenen, atomsicheren
Kaverne,

► stelle seine, den Felsen gleich ste-
henden Knechte und ihren, aus den
verstaubten Kanzleien der KK-Mo-
narchie (leider) geretteten Schreib-
und Sprechstil bloß,

► bekämpfe den Kasernenhoftön
(noch lebt Himmelstos!), den um des
Befehls willen erteilten Befehl, das
militärische Verbot des Denkens*, die
von der leeren Uniform beanspruchte
Hochachtung** und die Anbetung der
in Goldrahmen gefaßten Bollen des
obigen Einhufers,

► zeige die jedem Lächeln feindlich
gesinnten Kriegsgurgeln, Eisenfresser
und Antizivilisten in ihrer ganzen Lä-
cherlichkeit und Aufgeblasenheit, iro-
nisiere sie in Wort und Bild, in Witz
und sauberer Anekdote und erwärme
ihr eiskaltes Herz mit Deinem Hu-
mor – auf daß sie wieder Menschen
werden.

Dein Verehrer: F. G., Köniz

* Beispiel: Wütend fällt der Instruk-
tor dem Train-Unteroffiziersschüler
ins Wort, als dieser erklärt, er habe
halt gedacht ... «Sie haben nicht zu
denken – überlassen Sie dies den Rös-
sern, diese haben schließlich die grö-
ßeren Köpfe.» (wahre Geschichte).

** Gemäß Alfred Polgar: Mit der
«Uniform zieht man einen anderen
Menschen an», und mancher wird
überhaupt erst einer durch die Uni-
form. Vielleicht erklärt sich ihre un-
gemeine Beliebtheit aus dieser zaube-
rischen Kraft, nicht nur etwas in et-
was anderes, sondern sogar nichts in
etwas zu verwandeln.

*

Serie unbedingt fortsetzen! Meine Ak-
tiv-Dienstzeit verklärt sich geradezu!
Das Roß von Jüsp habe ich für mich
ausgeschnitten. Das erübrigt weitere
Worte!

W. H., Neudorf

Was hülfe es dem Menschen ...

Man weiß, wie es in der Bibel weiter
geht: «... wenn er die ganze Welt
gewönne und nähme Schaden an sei-
ner Seele?» Diese kräftigen Konjunk-
tive – hülfe, gewönne, nähme – setzte
der Schöpfer der schriftdeutschen
Sprache, der Bibelübersetzer D. Mar-
tinus Luther. Nach der Forderung
Paul Wagners in Nr. 26 «würde al-
lein richtig sein»: «... und würde an
seiner Seele Schaden nehmen». Das
tönt, verglichen mit den urwüchsigen

Lutherschen Formen, geradezu schwäch-
lich, schulmeisterlich.

Duden bezeichnet in seiner Gramma-
tik als *Möglichkeitsform* (Konjunktiv)
«er trage» (Gegenw.), «er habe getra-
gen» (Vorg.), «er trüge» (Verg.), «er
hätte getragen» (Vorverg.) – als *Be-
dingungsform* (Konditionalis) bringt
Duden «er würde tragen» resp. «er
würde getragen haben». Konjunktiv
und Konditionalis sind auch im Deut-
schen verschiedene Formen, wie im
Französischen Conditionnel und Sub-
jonctif, und sollten nicht ausgerechnet
in einer Sprachglosse verwechselt
werden.

Wie herrlich urwüchsige Konjunktiv-
formen sind, beweist Luther schön-
stens im sogenannten «Hohelied der
Liebe» im 1. Korintherbrief, Kapi-
tel 13:

Wenn ich mit Menschen- und mit
Engelszungen *redete*, und *hätte* der
Liebe nicht, so *wäre* ich ein tönen-
des Erz und eine klingende Schelle.
Und wenn ich *weissagen könnte* und
wüßte alle Geheimnisse und *hätte*
allen Glauben, also daß ich Berge
versetzte, und *hätte* der Liebe nicht,
so *wäre* ich nichts. Und wenn ich
all meine Habe den Armen *gäbe*
und *ließe* meinen Leib brennen...

Treiben wir einmal ein wenig Schind-
luder mit den Formulierungen des
Sprachgewaltigen und setzen wir lang-
weilige «würde»: «so würde ich eine
klingende Schelle sein», «und wenn
ich allen Glauben haben würde»,
«wenn ich meine Habe den Armen
geben würde», «so würde ich nichts
sein». Nicht wahr, das grenzt schon
beinahe an Blasphemie?

Die Mode – Wustmann hätte wohl
«Sprachdummheit» gesagt –, den
kraftvollen Konjunktiv durch die Al-
lerweltsformel «würde + Infinitiv»
zu ersetzen, verdanken wir eiligen
Zeitungsschreibern, die vor lauter Stoff
gar nicht mehr dazu kommen, auch
die Form zu bedenken. Man sollte
diese Unsitte nicht auch noch als
Evangelium predigen («das würde al-
lein richtig sein»); das wäre nun wirk-
lich verfehlt! (Oder «würde falsch
sein»?)

Z. F., Winterthur

Einäugig?

E. P. Gerber beanstandet in Nr. 26 die
Meldung der Schweizerischen Depes-
chenagentur: «In Kambodscha scheint
sich die Lage zu verschlechtern.» Die-
se Darstellung beziehe sich auf die
Lage der nichtkommunistischen Trup-
pen, während sie sich für die Kommu-
nisten gebessert habe. Warum be-
anstandet Herr Gerber nicht auch
Meldungen der Depeschenagentur wie
«Die Säuberungen in der CSSR gehen
weiter?», während doch jedermann
weiß, daß in Wirklichkeit genau das
Gegenteil von Säuberungen stattfin-
det? Ist Herr Gerber einäugig oder
besser gesagt «einohrig»?

P. N., St.Gallen

Der Feldprediger

Wenn ich über dieses Thema schreibe, laufe ich Gefahr, als Kryptokommunist
bezeichnet zu werden, der darauf ausgeht, die Schlagkraft der Armee zu
schwächen. Vielleicht hat nicht einmal der Nebelspalter den Mut, diese Zeilen
erscheinen zu lassen. Ich bekenne aber hier, daß ich die Landesverteidigung
eindeutig bejahe und damit auch die Armee als notwendiges Uebel betrachte,
wenn auch der helvetische Perfektionismus in bezug auf die Armee abgelehnt
werden muß.

Und nun zum Thema: Der Hauptmann Feldprediger ist mehr oder weniger
ein Fremdkörper unter den Offizieren. Er wird von ihnen nicht ganz ernst
genommen. Letztthin sagte mir ein Offizier, der Feldprediger werde von den
anderen Offizieren «Der heruntergekommene Bergprediger» genannt. Ich konnte
dies nicht ohne weiteres verstehen. Da erinnerte ich mich an ein Gespräch,
das ich vor einigen Jahren mit einem Feldprediger hatte, der mich besuchte.

Ich fragte ihn, womit er sich während der Woche beschäftige. «Ich muß Vor-
träge halten über die Ueberwindung der Furcht» war seine Antwort. «Das ist
ein sehr schönes Thema» war meine Antwort. «Aber um welche Furcht handelt
es sich» fragte ich weiter. Nicht ohne Hemmungen antwortete er: «Es handelt
sich um die Ueberwindung der Furcht zu töten.»

Als ich mich an dieses Gespräch erinnerte, da wurde mir der Uebername
«Heruntergekommener Bergprediger» verständlich, denn man muß schon von
der Höhe der Bergpredigt herunterkommen, um als Verkünder des Evangeliums
der Nächstenliebe über die Ueberwindung der Furcht zu töten reden zu
können.

B. A., S-chanf

Vox populi

Ein Schaffner war gewesen
nicht mehr ganz gesund,
doch rasch tat er genesen,
als er fette Pfründen fund.

R. B., Grüt

Man lernt nie aus der Geschichte

Auch heute wird die Einstellung von
Hunderttausenden von «Ja»-Sagern
immer noch nicht richtig verstanden.
Im Vordergrund standen nicht Schwar-
zenbach, nicht die Fremdarbeiterfrage,
sondern das, was man als «Malaise»
bezeichnet. Es war die einzige Gele-
genheit, endlich einmal dem Diktator
der Schweiz – dem Geldsack – einen
Tritt zu versetzen. Alle Parteien und
Verbände, alle Zeitungen etc. beugten
sich vor diesem Diktator – und trotz-
dem stimmten 46 % Ja. Das ist ein
Sieg – ein unerwarteter Sieg.

Aus eigener Erfahrung weiß ich übr-
gens, daß große Teile der schweizeri-
schen Industrie es vorziehen, eine
Menge ungelerner Arbeiter zu be-
schäftigen, um sich dadurch die hohen
Investitionskosten für rationell ar-
beitende Maschinen zu ersparen. Ein
Fremdarbeiter kostet nichts. Wenn
man ihn nicht mehr braucht, jagt
man ihn davon. Maschinen müssen
hingegen teuer bezahlt und unterhal-
ten werden. Man kann sie nicht
wegschicken wenn die Arbeit ausgeht.

Noch ein Rückblick: Schwarzenbach
scheint auf ähnliche Art und Weise
wie seinerzeit Hitler «an die Macht»
zu kommen. Im Sommer 1932 fanden
Reichstagswahlen statt, die der NSDAP
einen enormen von niemand voraus-
gesehenen Stimmenzuwachs brachten.
Der größte Teil der Stimmen stammte
nicht von «Nazi», sondern von Unzu-
frieden, die «denen dort oben eins
auswaschen» wollten.

Notstand (1932) und Wohlstand schei-
nen dieselben Folgen für das politi-
sche Leben zu haben. Oswald Speng-
ler schrieb in seinem Werke «Der Un-
tergang des Abendlandes»: «Am Ende
jeder Kulturrepoche steht die Stadt,
der Wohlstand und die Verweichlichung.»
An diesem Ende scheinen wir
angelangt zu sein. Sozusagen eine

durchgehende Stadt von Rorschach
bis Genf, übertriebener Wohlstand,
und wie die Rekrutierungsergebnisse
zeigen, zunehmende Verweichlichung.
Der Beweis dafür, daß die Thesen
Spenglers mit den historischen Tat-
sachen übereinstimmen, kann jederzeit
erbracht werden. Besonders eindrück-
lichen Anschauungsunterricht liefert
unsere Gegend. Wir liegen hier an
einer alten Heerstraße, die zwei unter
dem Boden begrabene einst blühende
römische Städte – Augusta Rauraco-
rum und Vindonissa – miteinander
verbunden hat. Das römische Reich
ging unter, weil es ohne Sklaven
(Fremdarbeiter!!!) nicht mehr exis-
tieren konnte. Aber man lernt ja nie
aus der Geschichte. Das Resultat der
Abstimmung zwingt nun aber viel-
leicht die schweizerische Industrie da-
zu, das zu tun, was andere Länder
schon längst getan haben: Rationali-
sierung – Einsatz von Maschinen statt
ungelernter fremder Arbeitskräfte.

F. H., Stein

Beispielhaft

Sehr geehrtes Bethli,

Ihr Artikel «Wilde Ehen lohnen sich»
in Nr. 23 spricht mir tief aus der Seele.
Ob es etwas nützt, viel gegen diesen
Mißstand zu schreiben?

Ihre Beiträge regen mich immer wie-
der an. Ich finde sie beispielhaft für
die Art, wie Frauen «Politik» machen
können.

R. St., Wasterkingen

Leser mit Toleranz

Gerne benütze ich die Gelegenheit,
um Ihnen für Ihre mutige und unab-
hängige Schreibweise meine Anerken-
nung auszusprechen. Es mag ja vor-
kommen, daß man mit dem einen
oder andern Beitrag nicht ganz ein-
verstanden ist, so mimosenhaft emp-
findlich sollte man aber bei der Lek-
türe einer Zeitschrift, die sich dem
Humor und der Satire verschrieben
hat, nicht sein und die Toleranz auf-
bringen, auch einmal etwas zu über-
sehen, das einem vielleicht mißfällt.
Meistens trifft ja der Nebelspalter ins
Schwarze, und darüber wollen wir
uns alle freuen.

G. K., Rüti